

Was ein Literaturwissenschaftler von seinen Gegenständen lernen kann 50 Jahre mit Karl Kraus

„Doch am End’ muß ein End’ sein ...“ Ein Doderer- und ein Lichtenberg-Seminar werde ich also nicht mehr halten, ich verabschiede mich heute offiziell von Ihnen, von Kolleginnen, Kollegen, ehemaligen und jetzigen Studentinnen und Studenten – und von der Universität Innsbruck. Aber von welcher Universität Innsbruck? Nicht von der, an der ich mich im Oktober 1959 immatrikuliert und an der ich viel gelernt habe, nicht von der, an der ich 1971 Assistent geworden bin, und nicht einmal von der, die mich im März 1992 zum Professor berufen hat. Ich verabschiede mich von einer Institution, der – und deren Angehörigen – ich viel zu danken habe und der ich verbunden bleibe. Verabschiede ich mich aber noch von einer ‚Universität‘?

Die Zentralisierung der Bibliotheken war notwendig; aber mit den Institutsbibliotheken ist der soziale Mittelpunkt der Institute, für die Mitarbeiter wie die Studenten, weggefallen, damit ist das Studium sehr viel anonym geworden. Das mitbestimmungsfeindliche UG 2002 und der Bologna-Prozess – eine Einladung, statt zu studieren ECTS-Punkte zu sammeln – waren schmerzende Einschnitte. Selbst wenn an den ungeliebten neuen curricula nicht alles schlecht ist und manches nur schlecht erscheint, weil ihre Einführung mit harten Sparmaßnahmen zusammengefallen ist, so kann doch von akademischer Freiheit für Studierende wie für Lehrende kaum noch die Rede sein, was, wie ich fürchte, noch nicht allen Angehörigen der Universität bewusst ist. Gestatten Sie mir etwas zu praktizieren, was ich so gerne an Autoren beobachte,

Intertextualität, und mit Anlehnung an T. S. Eliot zu sagen: „The university doesn't end with a bang but with Bologna.“ Oder, in Anlehnung an Nestroys *Freiheit in Krähwinkel*: Das Bachelor-Studium droht ein Studiermerl mit einem Diplomerl aufgrund eines curriculumerls zu werden. Das liegt auch an der Haltung der Studierenden, die nicht mit Neugier, sondern mit Berufsplänen die Universität betreten – die sollte freilich die Kraft haben diese Einstellung zu verändern.

Vielleicht ist es nicht ganz so schlimm. Vielleicht kann man mit diesen Veränderungen trotzdem leben und ihnen Positives abgewinnen – womit ich schwer leben kann, ist der Wissenschaftsbetrieb, der immer mehr zum Betrieb wird. Er zwingt jede Dissertantin nicht nur dazu möglichst oft auf Tagungen zu sprechen, sondern auch selbst Tagungen – im Plural – zu organisieren. Diese Symposien, auf denen man ein Thema in 15 Minuten abhandeln muss, zu denen noch 5 Minuten Diskussionszeit kommen, sind in den Geisteswissenschaften mit Fug als sinnlos zu bezeichnen; von den Folgen für die Rhetorik – wer sollte die pflegen, wenn wir Literaturwissenschaftler es nicht mehr tun! – einmal abgesehen. Fast eine Parodie des Event-Charakters solcher Tagungen ist es, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht wie üblich am Beginn Kugelschreiber, Notizblock und Stadtplan bekommen – sondern am Ende, einer Kraus-Tagung in Tel Aviv, das – ein speziell bedrucktes T-shirt! Ich habe es bisher nicht getragen.

Diese Symposien prägen auch die Publikationen – im Sinn einer Reduktion auf ein paar Grundgedanken, während für die philologische Beweisführung kein Raum mehr bleibt. Die Vermehrung der Sammelbände aller Art und der Rückgang der mehr oder minder fundierten Monographien ist kein gutes

Zeichen, die von niemandem mehr lektorierten Tagungsbände, deren Zahl in geometrischer Progression wächst, lassen sich so wenig überblicken, dass einem leicht gerade die wichtigen Aufsätze entgehen. Das entspricht der Tendenz des Betriebs zur Quantifizierung.

Altmodisch halte ich daran fest, dass man Artikel erst schreiben sollte, wenn man eine solide Monografie abgeschlossen hat, auf jeden Fall die Diplomarbeit, besser die Dissertation. Ich bin für den Druckzwang bei Dissertationen; Diplomarbeiten sollten, auch im Interesse der Diplomandinnen, einigermaßen kurze Prüfungsarbeiten bleiben und brauchen nicht gedruckt werden. Das Veröffentlichen von allem und jedem mästet nur mit öffentlichen Geldern dubiose bis dubioseste so genannte Wissenschaftsverlage – die es in dieser Form vor 30 Jahren kaum gegeben hat –, ohne dass dort erschienene Publikationen wirklich präsent und für ihre Verfasser nützlich wären; Bibliothekare hätten zu diesem Thema ein kräftig Wörtlein zu sagen. Kurz: Dass sich schon unsere Doktoratscurricula an „publish or perish“ orientieren, ist mir unheimlich. Der Computer hilft dabei. Die Versuchung ist groß, ganze Absätze einer früheren in eine thematisch verwandte neue Veröffentlichung zu übertragen; leider bleiben manchmal verräterische Querverweise aus der älteren Veröffentlichung stehen: „Siehe den Beitrag von Schmied in diesem Band“ – in einem Buch, in dem der Name Schmied nicht einmal im Index vorkommt. Dass Neu-Formulieren Neu-Denken ist und Einsichten des älteren Texts modifizieren kann, scheinen manche nicht zu wissen, anderen ist die Quantität der Publikationen wichtiger. (Eigentlich wollte ich sagen: Anderen ist es wurst; aber diese Redewendung kann man in Österreich derzeit wohl nicht gebrauchen.) Ich bekenne, mich auch selbst bei meinen schon gedruckten Manuskripten bedient

zu haben, aber doch nur um Fußnoten mit Literaturnachweisen nicht neu schreiben zu müssen, was auch schon das Schreiben beschleunigt und damit das Geschriebene vermehrt; vielleicht hätte die Wiederlektüre der zitierten Untersuchung im neuen Beitrag doch etwas geändert. Man spielt eben selbst mit, auch wenn man die Regeln des Spiels kritisiert. Das ist ein größeres Problem des Arbeitens mit dem Computer als die paar (gewiss nicht sympathischen) Plagiate, über die die Öffentlichkeit heult.

Ich konnte in der Zeit des Dissertierens noch allen Versuchungen widerstehen, etwas anderes als die Doktorarbeit zu schreiben, noch mit der Hand, dann mit der Schreibmaschine – heute würde ein Doktoratsstudium an einer solchen Haltung scheitern, Konzentration ist nicht mehr gefragt. Die paar längst vergessenen Einfälle, aus denen damals Artikel hätten werden können, haben inzwischen andere gehabt; wenn sie niemand gehabt hat, wäre es auch kein Unglück.

Das Stichwort ‚Dissertation‘ lässt mich endlich die Rolle des Warners und des laudator temporis acti verlassen und von einschneidenden Verbesserungen an der Universität sprechen. Mit der darwinistischen Dissertationskultur des survival of the fittest, die viele aus meiner Generation akademisch nicht überlebt haben, hat die Entwicklung seit den 70er Jahren aufgeräumt. Betreuung und Beratung, überhaupt ein anderer, weniger professoraler Unterrichtsstil – der bei mir persönlich sehr von meinem Studium als Fulbright-Stipendiat in den U. S. A. beeinflusst ist – , die veränderten Studienordnungen haben dazu beigetragen, noch mehr vielleicht ein Bewusstseinswandel, der Dissertationen nicht mehr wie in den 50er Jahren als bloße Prüfungs-, sondern als Forschungsarbeiten versteht. Auch auf ihre Diplomarbeiten können nicht wenige Diplomandinnen und

Diplomanden sehr stolz sein; die Zusammenarbeit mit ihnen und den Dissertanten wie Dissertantinnen gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Nicht nur in den Arbeiten der Studierenden zeigt sich ein solcher Qualitätssprung. Man brauchte sich dessen, was man an der Universität Innsbruck gelernt hat, auch vor 50 Jahren nicht schämen; es wurde immer schon solid unterrichtet und einige Forschungsleistungen meiner damaligen Lehrer sind bis heute nicht überholt. Aber im Zug der Modernisierung der österreichischen Universitäten und der internationalen Wissenschaftsexplosion hat sich auch diese Institution völlig erneuert, ist in dieser Hinsicht gewiss viel mehr Universität, als sie es vor 50 Jahren war. Ratings beeindrucken mich nicht, aber ich weiß, dass ich diese Universität allen, die ein Studium aufnehmen wollen, guten Gewissens empfehlen kann.

Ich bleibe beim Thema Dissertationen, rede aber jetzt von der eigenen, die ich im Jahre 1962 begonnen und 1970, damals Lektor an der Universität Bordeaux, abgeschlossen habe.

Zu Karl Kraus hat mich der Zufall geführt, ein französischer Zufall. 1962 war ich zum ersten Mal in Paris und fand bei einem der bouquinistes an der Seine die Erstausgabe der *Unüberwindlichen* von Karl Kraus, des Schlüsseldramas von 1928. Ich wusste nicht viel über Kraus, aber genug, um 5 Francs (25 Schilling) für das Buch auszugeben, das jetzt in dem Erhaltungszustand meines Exemplars um €40.- kostet. An der ersten Lektüre faszinierte mich, dass ich auch ohne genaue Kenntnis des historischen Zusammenhangs – des Wiener Arbeiteraufstands vom 15. Juli 1927 – verstanden habe, wogegen sich die Satire des Stücks richtet. Vielleicht habe ich sie auch nicht wirklich verstanden, aber

doch ihre Zielrichtung geahnt. Dann griff ich, ahnungslos, in der Institutsbibliothek zur *Dritten Walpurgisnacht* von 1933, dem wahrscheinlich komplexesten Werk des Satirikers, seinen Überlegungen zu den ersten Monaten des Hitler-Regimes. Da verstand ich zunächst wirklich nicht viel, aber ich hatte das Gefühl, dass es sich lohnen müsste, mehr von dieser Schrift zu verstehen. Mit diesem nicht gerade profunden Vorwissen schlug ich Professor Thurnher eine Dissertation über Karl Kraus vor. Themenformulierungen hatte er stets schnell bei der Hand; die für mich hieß nach ein paar Minuten, in einer für ihn typischen Form, „Karl Kraus und die Politik“. Bei diesem Titel bin ich dann auch geblieben.

Et hoc meminisse juvabit – um den Vergil zitierenden Karl Kraus zu zitieren: In Innsbruck gab es damals, kurz vor der Gründung des Brenner-Archivs, keine öffentlich zugängliche vollständige *Fackel*, ich wechselte daher für zwei Semester an die Universität Wien, stand zunächst ab 8 Uhr in der Nationalbibliothek an, um gegen 10.30 einen Arbeitsplatz im Augustinerlesesaal zu bekommen und begann die 22.000 Seiten von Kraus' Zeitschrift zu exzerpieren. Erst später kam ich drauf, dass man in der Wiener Stadtbibliothek im Rathaus, die meine Lieblingsbibliothek geblieben ist, viel besser arbeiten konnte. Fotokopieren war damals noch nicht möglich, eine elektronische *Fackel* im Internet unvorstellbar – aber dem Exzerpieren und dem kaum weniger mühsamen Erschließen der Exzerpte verdanke ich wahrscheinlich, dass ich bis heute einen ziemlich guten Überblick über dieses riesige Werk habe, mich in ihm leicht zurecht finde; die alten Arbeitstechniken mit ihrer Nachhaltigkeit hatten ihre Vorzüge – Beschleunigung ist in der Wissenschaft nicht alles. Auf

die vielen seither entstandenen Hilfsmittel zur Erschließung der Zeitschrift möchte ich dennoch nicht verzichten.

Gute Literatur ist immer persuasiv, will Haltungen des Lesers verändern oder bestärken. (Da ich jetzt von mir rede, verzeihen Sie mir bitte, dass ich auf das Gendern verzichte – das ohnehin ein gefährlicher Mechanismus ist, der schon dazu geführt hat, dass ich etwas ahistorisch von den Studentinnen und Studenten der Universität Strassburg zu Goethes Zeiten gesprochen habe.) Der Literaturwissenschaftler soll einerseits die Verfahrensweisen beschreiben, mit denen Autoren diese persuasive Wirkung erzielen; andererseits soll er sich ihnen entziehen, Distanz zum analysierten Werk wahren. Trotzdem behaupte ich: Wer gar nichts von dieser persuasiven Wirkung spürt, sollte die Finger von der Literatur lassen, er wird auch schwerlich jemanden für sie begeistern können. Einem bestimmten Kraus-Forscher unterstelle ich bei der Kraus-Lektüre nie gelacht zu haben; er tut mir leid.

Von dieser Wirkung Kraus' auf mich möchte ich jetzt kurz sprechen, exemplarisch, denn auch andere Autoren und Werke haben mein Weltverständnis und vielleicht sogar mein Handeln verändert. Ich nenne nur einen, nicht einmal einen besonders bedeutenden, dessen Lektüre für alle Geisteswissenschaftler befreiend sein müsste: David Lodge; wer *Small World* gelesen hat, kann nicht mehr naiv an einem Kongress in unseren Disziplinen teilnehmen.

Aber zurück zur tiefer gehenden, Wichtigeres als den Wissenschaftsbetrieb berührenden persuasiven Wirkung von Kraus, am Beispiel der *Unüberwindlichen*, weil eben alles mit diesem Stück begonnen hat. Der

Satiriker gibt darin der historischen Persönlichkeit Johann Schober, dem für die 90 Toten des 15. Juli 1927 verantwortlichen Polizeipräsidenten, den Namen ‚Wacker‘ – er verwendet ein Adjektiv, das während des Ersten Weltkriegs bis zum Überdruß für die ‚Feldgrauen‘ und die ‚Helden‘ Verwendung gefunden hat und zum Klischee geworden ist; wer halbwegs sprachbewusst ist, kann dieses altmodisch gewordene Wort nur noch als lächerlich empfinden. Es wirkt ähnlich unerträglich wie das in diesen Tagen ubiquitäre „runde Leder“. Der Sinn von Kraus für Klischee und Phrase war untrüglich; wer ihn genau liest, muss von ihm einfach ein Gefühl für verlogene Rede lernen, angesichts der konkurrierenden Jargons in der Literaturwissenschaft auch im engsten Bereich unseres Fachs keine nutzlose Fähigkeit. Kraus’ Sensibilität für Sprache, sein scharfer Blick für die Sprachverwendung, die Rede anderer macht ihn zu einem Lehrmeister kritischen Lesens und Hörens. Nachahmung von Kraus’ Stil wäre lächerlich; nachvollziehbar, befolgbar ist seine Forderung nach sprachlicher Genauigkeit, nach Denken beim Schreiben. Dass ich immer gerne ‚wissenschaftliches Schreiben‘ unterrichtet habe, dass ich mich durch genaue sprachliche Korrektur auch noch der allerletzten Seminararbeiten bei deren Verfasserinnen unbeliebt mache, dass ich für die Wichtigkeit der Sprachpraxis in den curricula eintrete und selbstverständlich den Abschluss meiner eigenen Manuskripte durch mehrfache Korrektur entschleunige, das ist Wirkung von Kraus.

Eng mit seiner Rede- ist seine Medienkritik verbunden; sein Begriff der ‚Phrase‘ nimmt das McLuhan’sche „The media is the message“ um Jahrzehnte vorweg. Dass unsere Wahrnehmung der Welt durch die Formulierungen der Journalisten bestimmt ist, hat Kraus am Beispiel der Printmedien so vorgeführt, dass sein

Befund auch für die audiovisuellen Medien gilt. Seine rhetorische Frage: „Was aber hat die Meldung, daß es in Hongkong geregnet hat, mit dem Geist zu schaffen?“ (Heine und die Folgen) fasst die heute ins Unendliche gesteigerte Ablenkungsfunktion der Medien durch die Fülle irrelevanter Informationen prägnant zusammen. Über den Philosophen Jacques Bouveresse, einen der besten Kraus-Kenner, hat das Gedankengut der *Fackel* in die Medienkritik von Pierre Bourdieu Eingang gefunden.

Dass ich bis heute keinen Fernseher besitze, ist Kraus-Erbe; dass ich als erster in der Innsbrucker Germanistik aus heutiger Sicht recht laienhafte Lehrveranstaltungen zur Presse-Analyse angeboten habe, auch. Zwar bin ich von der Medienkritik von Kraus geprägt; meinen Studentinnen und Studenten habe ich sie nicht ausreichend vermittelt – denn einige von ihnen sind Journalisten geworden.

Zu meinem Verständnis von Sprache gehört der so oft Kraus zugeschriebene Gedanke, dass die Deutschen sich von den Österreichern durch die gemeinsame Sprache unterscheiden. Ich habe den Satz immer für apokryph gehalten, was inzwischen Wolfgang Hackl und andere nachgewiesen haben; denn Kraus hielt stets an der einheitlichen schriftsprachlichen Norm des Deutschen fest – ohne deshalb auf den effektvollen Gebrauch von Austriazismen zu verzichten. An diesem Umgang mit der österreichischen Varietät des Deutschen orientiere ich mich selbst beim Schreiben und beim Reden. Im Zweifelsfall hat der – gemeinsame! – Standard Vorrang.

Auch andere Kraus'sche Themen haben meine gesellschaftliche und politische Orientierung beeinflusst. Obwohl ich mich nicht zur Kraus'schen Radikalität des Urteilens berechtigt fühle, beeindruckt seine hohen ethischen und

ästhetischen Maßstäbe. Sicher war er kein Literaturkritiker in irgendeinem herkömmlichen Sinn und gewiss ist nicht alles schlecht, was er verworfen hat, aber seine Geste des kompromisslosen Verwerfens fasziniert; heute würde man keinem Literaturkritiker solche Gesten glauben, obwohl angesichts der unübersehbar gewordenen literarischen Produktion harte Urteile gut täten und nötiger wären denn je. Ähnliches gilt für Kraus' Stellungnahmen zu Politik und Politikern; lehrreich war vor allem sein schonungsloses Urteil über die k. u. k. Monarchie und ihren Untergang im Ersten Weltkrieg, bin ich doch in einer Zeit aufgewachsen, die – wie Robert Menasse einmal gesagt hat – die Republik Österreich zu einem Museum der Habsburger Monarchie zu machen versuchte. Die Bedeutung der *Letzten Tagen der Menschheit* liegt für mich nicht so sehr in der Ablehnung des Kriegs, die für uns selbstverständlicher ist als für die Zeitgenossen des Satirikers; an ihnen bestürzt vor allem die Deutung des Kriegs als eines mentalen Ereignisses. Zwischen 1914 und 1918 war plötzlich alles auf den Krieg ausgerichtet, nicht nur durch staatliche und militärische Maßnahmen, sondern durch die öffentliche Sprache, die für nichts anderes mehr Raum ließ. Im Kleinen und halbwegs Ungefährlichen erleben wir das gerade in diesen Tagen der Fußballweltmeisterschaft, wo alles dazu getan wird, dass in unseren Hirnen für die schlimmsten politischen Krisen kein Platz, dafür umso mehr Raum für ein Ereignis ist, das vielleicht doch nicht d a s Ereignis ist. Andere politische Urteile von Kraus sind unheimlich. Ich glaube zwar zu verstehen, warum er nichts von der parlamentarischen Demokratie gehalten hat, und habe auch versucht, das aus seinem Werk zu erklären; aber seine Hinneigung zu ‚starken Männern‘ in der Politik – Bismarck, Franz Ferdinand, später Dollfuß – möchte ich wie manches andere aus seinem Denken nicht

übernehmen. Über die unheimlichen Seiten von Kraus denke ich als Leser nach, dem Literaturwissenschaftler entziehen sie sich.

Bewundernswert bleibt die Konsequenz einer oppositionellen Haltung, die nur jemand von außerordentlicher innerer Unabhängigkeit durchhalten konnte.

Kaum jemand hat die Möglichkeit, so kompromisslos gegen die Gesellschaft zu leben, wie Kraus es getan hat, und gerade dadurch die Gesellschaft mit dem Entwurf eines ‚richtigen‘ Lebens zu konfrontieren.

Sie können mir vorwerfen, dass diese paar Hinweise zu meiner Prägung durch intensive Kraus-Lektüre ein Gottsched'sches Literaturverständnis an den Tag legen, dass ich hier von der ‚Nützlichkeit‘ des Werks von Kraus spreche. Das stünde einerseits gar nicht so sehr in Gegensatz zum Wollen des profetischen Satirikers und Polemikers Kraus, der selbstverständlich die Welt und die Menschen verändern wollte, andererseits hat Gottsched mit diesem Gedanken nicht ganz Unrecht gehabt – oder nur insoweit, als er diese ‚Nützlichkeit‘ auf die Illustration eines Lehrsatzes durch eine Dichtung reduziert hat.

Dass ich dem Gegenstand meiner Dissertation treu geblieben bin und immer noch neue Aspekte an diesem Riesenwerk finde – drei neue Aufsätze über ihn sind im Druck, ein Sammelband, der einen weiteren enthält, ist gestern am Goethe-Institut in Paris vorgestellt worden – , hat mich mit anderen Germanisten in Verbindung gebracht, die sich seinem Werk widmen; ich nenne nur die Zusammenarbeit mit Christian Wagenknecht in Göttingen und Kurt Krolop in Berlin, jetzt in Prag, beide nicht ohne satirisches Talent, und selbstverständlich die Freundschaft mit Gerald Stieg, der ungefähr gleichzeitig mit mir in diesen Kosmos eingetaucht ist. Fruchtbar war stets das Gespräch mit Jacques LeRider – gerade weil er Kraus gegenüber große Vorbehalte hat. Des so

kenntnisreichen wie hilfsbereiten Eckart Früh, der vor wenigen Monaten gestorben ist, kann ich leider nur noch gedenken. Und wie jeder, der sich mit Kraus beschäftigt, stehe ich in der Schuld von Friedrich Pfäfflin, ohne dessen verlegerisches und editorisches Geschick wir vieles von Kraus nicht kennen würden.

Schließlich hat mich die langjährige Beschäftigung mit Kraus mit Menschen zusammen geführt, für die *Die Fackel* Bestandteil ihres Lebens gewesen ist, für die es unvorstellbar gewesen wäre, eine Kraus-Vorlesung nicht zu besuchen. Ich habe in diesen Gesprächen, von denen ich leider viel zu wenig aufgeschrieben habe, einiges über Kraus erfahren, etwa dass er ein sehr guter Erzähler von Witzen gewesen sei; ich habe spüren dürfen, wie prägend der Autor auf manche, nicht auf alle seine Zeitgenossen gewirkt hat. Diese alten ‚Krausianer‘ lebten über die ganze Welt verstreut, in den U. S. A., in London, Paris, Sidney und Jerusalem, nur wenige wieder in Wien. Unvergesslich die Rekonstruktion einer Kraus-Vorlesung durch Gustav Kars, unvergesslich ein Gespräch mit dem schon sehr alten Werner Kraft in Jerusalem. Eine Anekdote, die mir Martin Jahoda, der Drucker der *Fackel*, erzählt hat, will ich hier doch festhalten, ohne längere Überlegungen daran anzuschließen. Kurz nach dem 30. Jänner 1933 sei Kraus in die Druckerei gestürzt, in der ein großer Teil der an den Verlag gerichteten Korrespondenz aufbewahrt wurde, und habe nach einem – schließlich doch nicht wieder gefundenen – bewundernden Brief suchen lassen, den einige Jahre vorher Goebbels an ihn gerichtet habe. Wie man nicht zuletzt aus Archivalien weiß, hatte Kraus aber ein ungemein exaktes Gedächtnis, so dass die Existenz dieses gespenstischen Rezeptionszeugnisses nicht ganz unwahrscheinlich ist.

So viel zu persönlichen Erfahrungen mit dem Hauptgegenstand meiner wissenschaftlichen Arbeit.

Wenn Literatur und besonders die intensive Lektüre von Literatur, die allem wissenschaftliche Arbeiten über Texte vorauszugehen hat, menschlich prägend ist, so hat Literatur ihre persuasive Funktion erfüllt. Aber eine Dissertation soll den Dissertanten auch wissenschaftlich weiter bringen; daher ein paar Stichworte zu den Themen und Positionen meiner wissenschaftlichen Arbeit, die in der Dissertation, die doch mein magnum opus ist – verstehen Sie das aber bitte relativierend, in Bezug auf meine vielen opera parva – , angelegt sind. Dem historischen Ansatz der Dissertation bin ich immer treu geblieben; ich frage mich bei jedem Text, mit dem ich mich ernstlich beschäftige, nach den Zeitumständen, die sich in ihm spiegeln, und sei es der für uns doch etwas entlegene Aargauer Klostersturm in Conrad Ferdinand Meyers *Plautus im Nonnenkloster*. Das Thema meiner Arbeit hat mich dazu gezwungen, parallel zur *Fackel* eben jene Tageszeitungen zu lesen, die Kraus so sehr verachtet hat und die doch einen viel unmittelbareren Einblick in die Zeit geben als die besten historischen Darstellungen. Wie viel sagt es doch über das Bild der Ersten Republik vom k. u. k. Offizier aus – bei Kraus, bei Perutz, bei Polgar, bei Schnitzler – , wenn die Zeitungen 1918 konservative Abgeordnete mit den Sätzen zitieren: „Nicht bloß um Versäumnisse handelt es sich, sondern um direkte Verbrechen infolge der Unfähigkeit der Führer und der Willkür der Militärherrschaft [...]“; „Die Lynchjustiz des wilden Westens Nordamerikas hat beiweitem nicht so grausam geurteilt wie die Feldgerichte.“ (Arbeiter-Zeitung. 20. Dezember 1918. S. 2)

Zu Kraus' Umfeld gehört ganz zentral noch ein anderer Bereich: das Theater. Das alte Burgtheater mit Schauspielern wie Sonnenthal, Baumeister und Charlotte Wolter war für die Generation von Kraus in einem Ausmaß prägend, das wir uns nicht mehr vorstellen können – bis in die Sprechweise hinein; jene großen Repräsentanten des Bühnenpathos können nichts dafür, dass auch Hitler ihren Stil zu übernehmen versucht hat. Daneben wirkten noch die letzten Ausläufer des Vorstadttheaters und prägten eine Wiener literarische Kultur, die ohne diese Wurzeln im Theater nicht zu verstehen ist. Weder Kraus noch Hofmannsthal hätten gerne zugegeben, dass ihnen diese Verwurzelung im Wiener Theater gemeinsam ist; aber es ist so. Kraus, mit einem hervorragenden akustischen Gedächtnis begabt, soll bis zuletzt die Stimmen jener längst verstorbenen Größen des Burgtheaters akustisch heraufbeschworen haben. Dass Tonaufnahmen von Kraus erhalten sind, hilft beim Verstehen seines Werks. Die Überzeugung, dass Texte auf dem Hintergrund ihrer Entstehungszeit zu verstehen sind, weist mich als Schüler Eugen Thurnhers aus, der so weit gegangen ist, die Literaturwissenschaft gelegentlich als historische Disziplin zu bezeichnen. Ich sehe mich gewiss nicht als Historiker, sondern ganz und gar als Philologe; von Thurnher unterscheide ich mich auch durch mein großes Interesse an der sprachlichen Gestaltung literarischer Kunstwerke. Deren rein textimmanente Analyse, auch die metrische, reizt mich ästhetisch wie als der einzig mögliche Weg zu genauem Verständnis; eine Interpretation, die diesen Namen verdient, kann aber von den historischen Umständen nicht absehen – versetzte Betonungen in einem Gedicht lassen zwar einen auf den ersten Blick verborgen bleibenden Gedanken erkennen, doch der muss dann auch zum gesellschaftlichen Umfeld der Verse stimmen. Das sind im Übrigen

methodische Überlegungen im Nachhinein; abstrakte Überlegungen zur Methode und Literaturtheorie waren nie meine starke Seite.

Nur einen methodischen Zugang habe ich immer ganz dezidiert abgelehnt: den biografistischen Positivismus, aus Gründen der Diskretion und des Respekts vor Autorinnen und Autoren; wenn es nach mir ginge, würden private Briefe 100 Jahre nach dem Tod der Autorin gesperrt bleiben. Der indiskrete autobiografische Entwurf *Party im Blitz* von Canetti hätte im Nachlass begraben bleiben müssen, Hanuscheks in manchem sicher informative Canetti-Biografie ist mir zu voyeuristisch.

Neben dem Bewusstsein der Notwendigkeit, Geschichte und Sozialgeschichte und eben auch Theatergeschichte in die Analyse von Literatur einzubeziehen, habe ich mir als Dissertant noch einiges andere angeeignet. Vor allem den Umgang mit Archivalien, die in Hinblick auf Karl Kraus trotz einigen Verlusten in großer Zahl vorhanden sind, zumeist an einer Stelle, der Wien Bibliothek im Rathaus. Jemand anderer hat dort handschriftliche Notizen eines Mitarbeiters von Kraus, Paul Engelmann, gefunden, der im Kaffeehaus für Kraus Gespräche mitgeschrieben hat; die Notiz findet sich wörtlich in einer Szene der *Letzten Tage der Menschheit* wieder: der Beweis, dass auch viele Dialoge des Kriegsdramas nicht von Kraus erfunden, sondern aus der akustischen Realität in das Drama einmontiert worden sind.

Meinen schönsten Archiv-Fund habe ich freilich in der Bibliothek des Theatermuseums in Wien gemacht: In einer dort liegenden Theaterhandschrift eines frühen Nestroy-Stücks liegt ein Brief, der zu den Requisiten dieser Opern-Parodie gehört – und zwar zur Nestroy-Rolle; Nestroy selbst hat ihn also in der

Hand gehabt und auf der Bühne vorgelesen. Nicht oft übrigens, denn das Stück war erfolglos.

In den Jahren des Dissertierens hat es den Terminus ‚Intertextualität‘ noch nicht gegeben, das Phänomen sehr wohl. Um bestimmte Stellen bei Kraus zu verstehen, ist der Blick auf die Bibel unerlässlich; noch wichtiger sind Shakespeare, Goethe und Nestroy, auf die immer in dieser und jener Form angespielt wird. In einem wichtigen frühen Aufsatz (Sittlichkeit und Kriminalität) steht an zentraler Stelle der Satz „Shakespeare hat alles vorausgewußt“ – in dem Sinn, in dem ich auch Karl Kraus für aktualisierbar halte. Andere Anspielungen zeigen die Selbstverständlichkeit des Lateinischen für den Absolventen des humanistischen Gymnasiums, die Kraus auch von seinen Lesern erwartet. Literatur beruht eben auf früherer Literatur und der Interpret kann nie genug gelesen haben. Eine große Polemik gegen das Versagen der Sozialdemokraten vor dem Nationalsozialismus beginnt 1932 mit dem Satz „Und wenn die Welt voll Hakenkreuzler wär“ (Die Fackel 876-84, 1932) – wer da nicht den Beginn der 3. Strofe von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ heraushört: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, der hat den Einsatz der Polemik nicht verstanden.

Voraussetzung intertextuellen Spiels ist ein Kanon, den Autor und Leserinnen gemeinsam haben. Lange vor den Kanondebatten der letzten Jahrzehnte, auf die ich noch einmal kurz zurück kommen werde, zwang der sehr persönliche Kanon von Kraus, zu dem Shakespeare und Goethe, Nestroy, Wedekind und Hauptmann gehörten, auch die gerade neu entdeckte Lyrik des 17. Jahrhunderts und die Operetten Offenbachs, Schiller, Grillparzer und Heine aber nicht und vor allem keiner der großen Erzähler, zum Nachdenken über literarische

Tradition. Deren Aktualisierung durch intertextuelle Verweise – *Dritte Walpurgisnacht* als Titel des aus dem Nachlass erschienenen *Fackel*-Hefts über den Nationalsozialismus, ein Zitat aus *Faust II* am Schluss des „Nachrufs“, der Abrechnung mit dem Habsburgerstaat von 1919 – und durch die *Zeitstrophen*, mit denen Nestroy- und Offenbach-Couplets ergänzt wurden, ist eine wichtige Verfahrensweise des Satirikers.

Probleme der Sprach-, Stil- und Wortgeschichte stellen sich bei älteren Werken immer, bei einem Autor wie Kraus noch mehr als bei anderen. Dass das Wort ‚prominent‘ in den 20er Jahren in etwa den gleichen Stilwert hatte wie heute ‚Promi‘, muss man wissen, wenn man die eine oder andere Satire verstehen will – und die vereinzelt Wörter aus dem so genannten jüdischen Wiener ‚Jargon‘ muss man nicht nur verstehen – wer weiß heute noch, was ‚Tachles‘ sind? –, sondern man muss sie auch stilistisch richtig einordnen, als weit weniger merkmalshaft, als sie es heute geworden sind. Mein auch ohne die Schulung durch Kraus im Studium – von Walter Weiss, von Johannes Erben und in der Anglistik von Edith Raybould – gewecktes Interesse an sprachlichen Fragen hat mir da geholfen.

Nicht nur die Sprache erschwert das Verstehen historischer Texte, was mir bei der Arbeit an der Dissertation schon bewusst geworden ist, dann aber bei vielen anderen Texten auch und im Lauf der Zeit immer mehr. Bei Kraus kommt mehrfach die „dritte reitende Artilleriebrigade“ vor – scheinbar ein militärischer Terminus, den man überliest. In den *Letzten Tagen der Menschheit* gerät ein General bei dieser nicht ganz leicht auszusprechende Wortgruppe ins Stottern – ein schlechter Kabaretteffekt? Leider nein: die Wortgruppe war ein bekanntes Testwort, mit dem die Psychiater den Ausbruch der Paralyse festgestellt haben.

Kein Kabaretteneffekt also, sondern ein Urteil über den geistigen Zustand der österreichisch-ungarischen Generalität.

Ältere Texte bedürfen des Kommentars; ohne sprachliche, literarische und historische Erläuterungen wird bald vielen ein großer Teil der Literatur vor 1970 nicht mehr zugänglich sein. Wenn die Literaturwissenschaft nicht zu einer universitär institutionalisierten Abteilung der Literaturkritik werden will, wird sie sich vor allem durch solches Kommentieren um die Rettung des Kanons bemühen müssen; immer neue Turns helfen den Leserinnen älterer Texte nicht. Zu erläutern ist heute schon das Metrum, und nicht nur komplizierte antikisierende Strophenformen (deren Bestimmung in einigen wenigen Gedichten von Kraus mir nicht geringe Schwierigkeiten bereitet hat). Auch zum Verständnis des *Faust* sollte man einerseits über den Kindsmord in der zeitgenössischen Justiz und über den Hexenglauben etwas wissen, andererseits sich den Pudel, in den sich Mephisto verwandelt hat, richtig vorstellen: nicht als Schoßhündchen, wie es die heutigen Zwergpudels sind, sondern als einen eher großen Hund – wie es der normale Pudel in meiner Kindheit gewesen ist.

Damit bin ich bei Themen und Arbeitsweisen, die sich aus meiner Dissertation heraus entwickelt haben. Gerne habe ich mich, fasziniert durch den Rhetoriker Kraus, mit stilistischen Fragen beschäftigt, mit der Verwendung des österreichischen Deutsch durch österreichische Autoren, mit der Funktion von Phraseologismen – zuletzt mit bewusst falschen Phraseologismen in Hofmannsthals *Unbestechlichem* –, mit der Nachahmung gesprochener Sprache in literarischen Texten, also mit dem, was Canetti als ‚akustische Maske‘ bezeichnet, mit dem Stilbruch, mit der Stilistik von Briefen. Nicht weit war der

Weg von Kraus zu Nestroy, viel weiter der zu Grillparzer, auf dessen für die Geschichte der deutschen Literatursprache in Österreich sehr relevante sprachliche Unsicherheiten Kraus aufmerksam gemacht hat.

Ein Thema, dem ich schon in der Dissertation viele Seiten gewidmet habe und mit dem ich aus ethischen Gründen nie fertig werde, ist die Judenfeindschaft auch jüdischer Autoren des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts, die etwas anderes ist als der Antisemitismus und von diesem doch nicht getrennt werden kann. Es ist sicher Unsinn zu behaupten, Kraus' Abneigung gegen Heine sei ‚antisemitisch‘; aber wie konnte ein Sigmund Freud noch 1937 in einem Brief den eben verstorbenen Intimfeind Alfred Adler verächtlich einen „Judenbuben aus einem Wiener Vorort“ nennen? Wie lässt sich verstehen, dass Gustav Freytag mit Veitel Itzig die Karikatur eines skrupellosen jüdischen Geschäftemachers geschaffen hat und zugleich mit Berthold Auerbach so gut befreundet war wie dieser mit ihm; dass Wilhelm Raabe fast gleichzeitig im *Hungerpastor* in Moses Freudenstein das Zerrbild eines strebsamen jüdischen Intellektuellen und in *Holunderblüte* einfühlsam und mit viel Sympathie die Geschichte eines kranken jüdischen Mädchens in Prag erzählt? Das Jahr 1933 und die Folgen machen uns den Umgang zwischen Juden und Nicht-Juden bis zu diesem Zeitpunkt nahezu unverständlich; mir ist die historische Rekonstruktion dieser Beziehungen aufgrund literarischer Werke und anderer Zeugnisse jedenfalls nur so weit gelungen, dass ich nicht jede karikierte jüdische Figur mit dem *Stürmer* identifiziere.

Dass Kraus zur Beschäftigung mit Intertextualität und mit Fragen des Kanons zwingt, habe ich angedeutet. *Die Fackel* als Zeitschrift hat mich angeregt mich auch mit anderen Zeitschriften, mit dem Beitrag von Zeitschriften zur

Kanonbildung und mit der Stellung von einzelnen Beiträgen im Kontext der Zeitschrift zu befassen. Das Umfeld des Periodikums kann die Deutung eines Texts durchaus modifizieren. Immerhin ist es mir ganze fünf Mal gelungen auch Diplomandinnen für Zeitschriften zu interessieren; zu diesem Bereich kamen auch viele Anregungen von Dissertanten und Dissertantinnen.

Selbstverständlich haben mich Interesse oder Zufall zu vielen Fragestellungen geführt, die auch im weitesten Sinn wenig mit jenen zu tun haben, die sich aus dem Werk von Kraus ergeben. Dass ich mich trotzdem mit wichtigen Werken und Autoren der deutschen Literatur und auch speziell der Literatur in Österreich nicht genug beschäftigt habe, sei hier kleinlaut eingestanden – aber auch der Literaturwissenschaftler hat ein Recht auf seine subjektiven Vorlieben, und die Studierenden ein Recht darauf nicht ein paar seelenlose Informationen aus zweiter Hand über ein Werk zu hören, sondern das Ergebnis einer Auseinandersetzung des Lehrers mit dem betreffenden Buch. Von Texten, die einen nicht berühren, soll man die Finger lassen.

Zwei Umstände haben mehr als andere, mehr als die eigene Neugier die Erweiterung des Horizonts erzwungen: der lokale Literaturbetrieb und die Lehre. Es ist wahrscheinlich eine Besonderheit einer Universität in einem Bundesland, dass von ihren Germanisten ein Beitrag zum lokalen literarischen Geschehen erwartet wird, da die Präsentation eines neuen Buchs, dort eine Besprechung, vielleicht sogar eine Polemik, an anderem Ort eine Diskussionsleitung. Mit dem Größerwerden der Innsbrucker Literaturszene sind diese Anforderungen zurück gegangen – es bleibt mehr Zeit für die Wissenschaft; andererseits war es immer interessant ganz neue Werke von nicht etablierten Autoren zu lesen, die zum Teil unsere Studenten gewesen sind. Am

meisten fasziniert und beschäftigt hat mich dabei die Lyrik von Norbert C. Kaser, den ich leider persönlich nicht mehr kennen gelernt habe. Im Augenblick schreibe ich an der Interpretation eines Gedichts, dessen Verfasserin bei mir ihre Proseminare absolviert hat – und wende auf ihre Verse eben jene Interpretationstechniken an, die sie bei mir gelernt hat. So schließen sich Kreise. Viel wichtiger ist selbstverständlich die Erweiterung des Blicks durch die Notwendigkeiten der Lehre gewesen. Es ist gut, dass die alten literarhistorischen Vorlesungen nach Epochen von uns nicht mehr erwartet worden sind. Aber ebenso selbstverständlich dürfen die Studierenden verlangen von den Professoren mehr zu hören als Variationen ihres Spezialgebiets. Da habe ich eben Lehrveranstaltungen über Brecht und Roth, Stefan Zweig und Leo Perutz, Storm, Keller und Fontane, über Thomas Mann, über Schnurre und Hildesheimer, Ingeborg Bachmann, Christa Wolf, Peter Huchel und Rainer Maria Rilke angeboten, selbstverständlich über Goethe, Schiller und Kleist; manche der da behandelten Werke habe ich, andere hätte ich gerne genauer analysiert, wieder andere habe ich nicht noch einmal aufgegriffen. Mein Proseminar über Thomas Bernhard im Sommersemester 1976 könnte die allererste universitäre Lehrveranstaltung über diese große Gestalt der Literatur aus Österreich gewesen sein; ich habe dieses Proseminar in so guter Erinnerung, dass ich diesen Autor seither nie mehr in den Mittelpunkt einer Lehrveranstaltung gestellt habe.

Als eine besondere Errungenschaft meiner Generation habe ich es lange betrachtet, dass wir der Gegenwartsliteratur angemessenen Raum gewidmet haben, in Hinblick darauf, dass unsere Absolventinnen in der Schule ihre

Schülerinnen auf die Lektüre aktueller Dichtung vorbereiten sollen, aber auch wegen deren unbestreitbarer Qualität. Bis etwa 1970 ist ja an kaum einer österreichischen Universität die Literatur der Jahrzehnte nach 1945 behandelt worden, zumeist war mit Hofmannsthal und Thomas Mann die in der Lehre behandelte Literaturgeschichte zu Ende.

Dieses Einbeziehen der Gegenwartsliteratur, die inzwischen fast der Schwerpunkt des Lehrveranstaltungsprogramms geworden ist, hat aber seine Schattenseiten, die wir vor 40 Jahren nicht ahnen konnten. Mit selbstkritischen Gedanken dazu näherte ich mich allmählich dem Ende dieser Vorlesung, dem endgültigen Abschied. Ich fürchte, dass die Betonung der aktuellen Literatur – leider mehr von Süskind, Kehlmann und Martin Suter als von Grass, Enzensberger, Christa Wolf, Pastior und Gstrein – in Verbindung mit anderen Fänomenen den Kanon und damit die Literaturgeschichte verdrängt.

Zuerst ein kleines sprachliches Detail zu diesen anderen Fänomenen: In studentischen Arbeiten wird zunehmend öfter vom ‚Hauptdarsteller‘ und nicht von der ‚Hauptfigur‘ gesprochen, so oft, dass man wahrscheinlich schon von Sprachwandel sprechen kann. Charakteristisch daran ist die andere Perspektive: Der Text, selbstverständlich stets ein Roman, wird nicht mehr als Buch, sondern wie ein Film wahrgenommen, selbst wenn man gar keine Verfilmung gesehen hat. Denn die Bildwahrnehmung dominiert über die Wahrnehmung von Gelesenem. Wenn man so wahrnimmt, hat man selbstverständlich Schwierigkeiten mit Texten, deren Verfasser an ein solches Wahrnehmen ihrer Werke gar nicht denken konnten. Die Faszination durch das Bild spiegelt sich darin, dass heute die meisten Seminararbeiten mit Illustrationen abgegeben werden. Die Beschäftigung mit der hochkomplexen Kunst des Films ist

selbstverständlich wichtig, aber das sollte eine eigene Disziplin sein und, auch aus methodischen Gründen, nicht als Anhängsel der Literaturwissenschaft erfolgen.

Es folgen ein paar selbstkritische Bemerkungen zu meiner Sorge, der Zeitpunkt meines Abschieds von der Universität könnte mit dem des Abschieds der Germanistik von der Literatur zusammenfallen, was mit diesem zunehmend ausschließlichen Interesse nicht nur der Studierenden an aktuellen Werken zu tun hat. Intertextuell könnte ich – mit Matthias Claudius, einer frühen Einstiegsdroge in die Literatur – sagen: „Und ich begehre nicht schuld daran zu sein“, aber leider bin ich mitschuldig. Wenn ich im Weiteren „ich“ sage, streue ich nicht nur Asche auf meinen Kopf, sondern ich meine damit alle, die in den letzten Jahrzehnten hier und anderswo deutsche Literatur gelehrt haben. Wir haben zu lange business as usual betrieben und wesentliche Entwicklungen übersehen.

Einmal ist die Beschäftigung mit Literatur lange eine Sache von Eliten gewesen, Literaturwissenschaft eine bildungsbürgerliche „Milieuwissenschaft“ (Pelinka in einem Vortrag, 2011). Dieses Milieu gibt es kaum noch; wir haben es mit Studierenden zu tun, für die der Umgang mit Büchern nicht mehr selbstverständlich ist. Die digitalen Entwicklungen und der Sieg des Bilds über das Wort beschleunigen diese Buchferne. Zunehmend werden sich auch Literaturwissenschaftlerinnen an das fast book halten und einen bücherlosen Haushalt führen; in Hinblick auf die Hygiene sicher ein Vorteil, da Bücher bekanntlich Staubfänger sind. Eher als ein Drama von Franz wird sich ein Werk von Marion Grillparzer im Bücherregälchen finden, der Erfinderin der Glyx-

Diät. Bewusstes Plädieren für das Medium Buch – für das die Literatur bis gestern ja geschrieben worden ist – wäre heute angezeigt; das habe ich unterlassen oder zumindest nicht ausreichend getan. Die Bibliotheken, die ja nicht nur für die Geisteswissenschaften sorgen müssen, können uns da leider nur wenig unterstützen.

Zu den Voraussetzungen eines filologischen Studiums gehört es einen Text genau lesen zu können. Ohne ausreichende Reflexion habe ich mich zu lange darauf verlassen, dass Studierende diese Fähigkeit aus der Schule mitbringen, und vergessen, dass man dort im Deutschunterricht Texte nicht mehr liest, sondern in Puppenspiele umwandelt, und dass man vor allem im Lateinunterricht nicht mehr Ciceronianische Perioden so lange analysiert, bis man eine passable Übersetzung zustande bringt; selbst wenn ein Lateinlehrer darauf Wert legen sollte, würde er an der Omnipräsenz der vorgefertigten Übersetzungen im Netz scheitern. Wir haben zu lange über die Schule gejammert, statt uns auf Studenten einzustellen, die nicht mehr mit den gleichen Voraussetzungen auf die Universität kommen wie die Generation der 70er und 80er Jahre.

Das Lesen komplexer Texte lernt man also nicht mehr am Lateinischen; wir müssen es unseren Studenten – nein, Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, müssen es Ihren Studenten – auf andere Weise beibringen; lernen müssen sie es, denn ohne Sinn für Komplexität kann man mit Literatur nichts anfangen.

Komplex sind auch andere Texte, Literatur ist ein Verstehenstraining weit über die Literatur hinaus. Auch weil dieses genaue Lesen mühsam ist, ist der Kanon gefährdet, wie die schwierigeren Texte von heute.

Dazu kommen auch sonst ganz andere Bildungsvoraussetzungen. Aus welchen Gründen immer wird der Wortschatz kleiner, man kennt kaum die Bibel, hat in der Schule kaum noch ‚klassische‘ Texte gelesen. Wer mit diesen Defiziten an die Universität kommt, tut sich mit dem Kanon schwer. Schon vor 10 Jahren hat etwa die Hälfte der Teilnehmerinnen eines Proseminars den Titel des Gedichtbands *Die gestundete Zeit* von Ingeborg Bachmann nicht verstanden, weil ihnen die Bedeutung des Verbs ‚stunden‘ nicht bekannt war – und weil es ihnen nicht eingefallen ist im Wörterbuch nachzuschauen. Es müssen aber nicht immer die anderen Bildungsvoraussetzungen sein! Wem von uns fiele ein, dass die Verszeile „Auf den Kähnen knattern die Windeln“ (im Gedicht „Tragödie“ von Hans Magnus Enzensberger, 1957) für Studierende der Pampers-Generation nicht mehr verständlich ist?

Nicht nur der sich beschleunigende Sprachwandel macht den literaturwissenschaftlichen Unterricht schwierig; nicht anders machen die fehlenden Anspielungshorizonte ältere Texte immer schwerer verständlich, ihre Lektüre immer mühsamer. Gott sei Dank gibt es kommentierte Ausgaben bei Reclam; doch insgesamt wird die nächste Generation der Lehrer beim Heranführen der Studierenden an literarische Texte sehr viel bewusster und sehr viel mehr erklären müssen. Immerhin sind in den Bachelor-curricula einige Lehrveranstaltungen vorgesehen, die die Kenntnis der kulturellen Tradition verbessern wollen. Davon unabhängig werden die Lehrenden vor allem für den Kanon werben müssen, was ich persönlich auch immer versucht habe – denn ohne Kenntnis des Kanons ist auch aktuelle Literatur nicht verständlich. Ein spezielles Kanon-Problem der österreichischen Literaturwissenschaft ist die Verengung des Kanons durch die politisch verständliche und notwendige

Österreich-Orientierung. Die österreichischen Schriftsteller machen diese Reduktion nicht mit und lesen sehr wohl neben Jelinek und Glavinic auch Grass und Jirgl; das sollte auch für Lehrende und Studierende der Germanistik in Österreich gelten. Ohne Goethe gäbe es weder Grillparzer noch Kraus – die deutsche Literatur kann man nicht regional segmentieren, obwohl die Bedeutung gerade von Nestroy und Kraus für ein literarisches Österreich-Bewusstsein ihre eingehende Behandlung in österreichischen Universitäten und in österreichischen Schulen nötig macht.

Die Fixierung auf die Gegenwart und die damit einhergehende Annäherung der Literaturwissenschaft an die Literaturkritik geht Hand in Hand mit einem allgemeinen Verlust der Traditionen; manches daran ist unabänderlich, aber die ästhetischen Werte der deutschen Literatur vom 16., eigentlich vom 13. bis zum 19. und frühen 20. Jahrhundert sollten nicht widerstandslos preisgegeben werden. Innerhalb von wenigen, vielleicht nur zwei Jahrzehnten ist die neuere deutsche Literaturwissenschaft in die Lage gekommen, in der sich die Mediävistik schon länger befindet: Sie muss das Behandeln ihrer Gegenstände rechtfertigen; wir haben es nur noch nicht gemerkt. Schillers Deutsch ist manchen Studierenden inzwischen kaum weniger fremd als das Deutsch Walthers und Wolframs, und sie sehen so wenig ein, warum sie den einen wie warum sie die anderen lesen sollten. Sie sind ja alle so schrecklich ‚alt‘. Vielleicht sind wir bei der Vermittlung des Kanons auf so verlorenem Posten wie die Lateinlehrer an den Höheren Schulen: Wie diese wollen wir etwas Schönes und Kostbares weiter geben, aber niemand geht hin, weil es nicht mehr in die Lebensrealität gehört, mit den Medien nicht konkurrieren kann. In Folge des Bedeutungsverlustes des Mediums Buch kann die germanistische

Literaturwissenschaft schnell zum Orchideenfach werden, wenn sie es nicht schon ist. Was das für die Tradierung der geistigen Überlieferungen bedeutet, insbesondere auch in der Schule, ist klar; aber wir leben in einer Zeit der radikalen Bildungsbrüche. Der Reclam-Verlag reagiert schon darauf, die Zahl der Ausgaben von Literatur sinkt, sie werden ersetzt durch *Goethe zum Vergnügen*, *Shakespeare zum Vergnügen* usw.; auch *Karl Kraus zum Vergnügen* gibt es schon. Ich habe die Zeichen an der Wand nicht verstanden.

Eine letzte Bemerkung zu Entwicklungen, auf die wir schon längst hätten reagieren müssen: Der Kanon reduziert sich nicht nur in zeitlicher Dimension, sondern auch in Hinblick auf die Gattungen. Lyrik wird nicht mehr gelesen – von Ausnahmen selbstverständlich abgesehen. Gerade die Gattung, in der der Umgang mit Sprache am intensivsten und ästhetisch am reizvollsten ist, stößt auf Scheu, auf Unverständnis, ja auf Ablehnung, Literatur reduziert sich auf den Roman. Ich variiere noch einmal T. S. Eliot: ‚Philology doesn’t end with a bang but with a whimper’. Und wünsche, dass es gelingt der Literatur und mit ihr dem Gedicht einen Platz im öffentlichen Bewusstsein zu sichern.

Wo von Kraus, diesem Meister der Polemik, geredet wird, kann man nicht polemisieren, ohne sich lächerlich zu machen. Manches an seiner „Razzia auf Literarhistoriker“ lässt sich ohnehin aktuell lesen. Ich versage mir daher polemische Bemerkungen über Fehlentwicklungen der Literaturwissenschaft, gestatte mir nur einen unfreundlichen Satz zu einem Beispiel, einem neueren Aufsatz über zwei Lustspiele (Hofmannsthal-Jahrbuch 19. 2011. S. 187-213). Die Verfasserin, die ich hier nicht nennen will, kann sich nicht genug darin tun ausführlich über Komiktheorie zu schreiben, von den angeblich behandelten

Texten ist kaum die Rede. Neige ich zum Pessimismus, wenn ich die Befürchtung ausspreche, dass viele Kolleginnen und Kollegen selbst keinen Spaß mehr an der Literatur haben? So kann man neue Leserinnen für die Literatur nicht gewinnen. Mir bleibt sie eine Quelle des Vergnügens, und wenn ich zum zehnten Mal eine Glosse in der *Fackel* lese, lache ich immer noch. Der französische Psychoanalytiker André Green (*La lettre et la mort. Promenade d'un psychanalyste à travers la littérature: Proust, Shakespeare, Conrad, Borges ... Entretiens avec Dominique Eddé*. Paris: Denoel 2004. S. 190) hat an das Ende dieser Interviews den trostreichen Satz gestellt: „Mais comment vivre sans littérature. Même la mort ne peut faire de nous des illitrés.“

„Aber wie kann man ohne Literatur leben. Selbst der Tod wird uns nicht zu Illiteraten machen.“ Hoffentlich! Und hoffentlich gilt das auch für die Literaturwissenschaftler. Dazu eine anekdotische Variante: Bei meiner letzten Begegnung mit Harro Heinz Kühnelt, meinem anglistischen Lehrer, habe ich ihm gebeichtet, dass ich in den vergangenen zwölf Monaten nicht dazu gekommen bin einen großen viktorianischen Roman zu lesen, wie er sonst zu meinem jährlichen Leseprogramm gehört. Kühnelts Antwort: „Schäm dich!“ Er hatte Recht, es wird nicht mehr vorkommen. Man soll zum Vergnügen lesen, gerade was man nicht braucht.

Ich komme noch ein letztes Mal auf Kraus zurück, auf die Zusatzstrophe zu Nestroy, in der das Motto zu dieser letzten Vorlesung gefunden habe. Was er da über Nestroy schreibt (und in der Vorlesung gesungen hat), gilt auch für ihn:

Der Nestroy'sche Geist durch die Zeiten erglänzt:
Das zeigt sich noch, wenn sein Couplet man ergänzt.
Was immer heut g'schieht, ihm kann nix geschehn –

Er bietet die Spitze mit seinem Refrain.

Bei Kraus braucht man nicht einmal ein Couplet ergänzen: Was an seiner Satire am meisten frappiert, sind die Déjà vu-Erlebnisse. Man erkennt die am Sessel klebenden Politiker wieder, die Sensationsjournalisten, die sich selbst überschätzenden Lokalpoeten, die pompösen Leitartikler, die vom Handwerk des Tötens faszinierten Kriegsberichterstatter usw. Damals hießen sie Schober und Lippowitz, Hirt, Benedikt und Roda Roda; heute heißen sie anders, für jeden anders. Reich-Ranicki hat gewusst, warum er Kraus nicht mochte, *Die Fackel* war auch gegen ihn geschrieben. Ältere Literatur, der Kanon, meine Damen und Herren, ist aktuell.

Von Karl Kraus habe ich gelernt Frasen gegenüber skeptisch zu sein, auch gegenüber dem seit vielleicht 15 Jahren zum Allerweltsschluss aller Vorträge gewordenen Satz, mit dem man die schlaftrunkenen Zuhörer wecken kann, wenn man ihn nicht so humor- wie rücksichtsvoll auf einer Folie zeigt. Ich danke Ihnen also nicht für Ihre Aufmerksamkeit, sondern ich danke Ihnen überhaupt, Ihnen – und vielen, die heute nicht hier sind und denen ich zu Dank verpflichtet bin, Freunden, Kollegen, Studierenden, Lehrern, meiner Familie. Und ich ende mit einem Kraus-Zitat, das eigentlich ein Goethe-Zitat ist, aber für Kraus ein von Charlotte Wolter gesprochenes Goethe-Zitat, das letzte Wort, das im alten Burgtheater am Michaelerplatz 1888 gesprochen worden ist; ich schließe mich unbescheiden Goethe, Wolter und Kraus an, mit dem Abschiedswort:

„Lebt wohl!“